# Jungfer Therese

## Erzählung von Heinrich Federer

(Fortsetzung)

Die Gäßlein des Dorfes sehen so unlustig aus in den Ferien! Keine geflickten Hosen, mit beiden Säcken bubenhaft auseinander gespreizt, keine zappeligen Zöpfe, kein Tuscheln, kein Signalpfeifen, kein Ball, keine klobigen Holzschuhe, kein Schreien und sich weidlich Durchprügeln und um einen Pfifferling sich wieder versöhnen. Nichts von so einer munteren, wilden, jungen Gassenwelt. Die Sträßlein sind stumm, die Häuser öde. Denn was zwei flinke Beine hat, geht für ein paar Wochen in die Berggüter, um von Milch und Butter und Alpenrosen und Schneewasser zu leben.

Nur der strohgelbe, magere Schlingel der Stadlerin, der Ernst, und zwei, drei Gespanen sind unten im Dorf geblieben. Sie haben kein Vieh, nicht einmal eine magere Geiß, und haben kein Berggut, nicht einmal tellergroß. Die Stadler haben überhaupt nur zwei wertvolle Sachen: den frechen, ewigen Hunger des Ernst und die zwei ewig knüpfenden, nimmermüden Hände der Witwe Hütlerin. Soviel und sowenig! Ist das nicht Armut?

Johannes wollte die Stadlerin schon lange einmal besuchen und ihr für das Reisegeschenk danken. Aber erst, wenn er ihr einen Fünfliber geben konnte, so groß und so rund wie der ihre, wagte er sich zu diesem braven Weib.

Nun hatte die Post diesen Fünfliber gebracht. Von Laus! — Johannes war eben daran, die vier fertigen Teile seiner Marthapredigt in einer kurzen, wuchtigen Rekapitulation seinen vielen Zuhörern unvergeßlich auf die Stirne zu schreiben, um dann in einem weiten, glänzenden Periodenbogen das Kanzelwort abzurunden und ein großes Amen zu sagen, als diese prachtvolle Münze ihm mitten ins bethanische Stüblein rollte. Und obwohl er im glücklichsten Redefluß war und ihm die silbenreichsten Adjektiva und triftigsten Verba wie von selbst in die Feder flossen, und obwohl er gerade in diesem Moment Perioden fertigbrachte, die sich vom Hauptsatz in vier, fünf Nebensätze und von da in fünfmal fünf Seitengesätzlein wunderlich wirr verästelten und doch aus allem rhetorischen Laubwerk heraus sich zuletzt immer wieder zu einer majestätischen und kompakten Krone verdichteten: einerlei, er mußte die Feder ablegen und jetzt eine kleine, prosaische Addition vornehmen. Er zählt die Zeilen seines Leitartikels — hundertfünfzehn! Jede fünf Rappen! Das stimmt also nicht. Fünfundsiebzig Rappen fehlen am Honorar. Der Fünfliber ist freilich schön, nagelneu, mit dem laufenden Jahr aus der Berner Münze gesprungen. Aber das hilft nichts. Die fünfundsiebzig Rappen werden nicht geschenkt. Dieser Redakteur scheint also doch ein kleiner Filz zu sein. Das werden wir ihm abgewöhnen! Indessen freuen wir uns an dem, was da ist! — Johannes lächelt mit seinen schwachen grauen Augen wie ein Schelm. Er redet im Pluralis majestaticus von sich. Das tut er immer bei gutem, sich selber ein wenig verspottendem Humor.

Mit ein paar großen Sätzen wird die Predigt vollendet. Dann sucht der Kaplan den dicken Weichselstock, dessen Duft ihn immer an hundert süße Knabendinge erinnert, packt den Taler fest in die Linke und zieht aus. Der Verweser begießt im Pfarrgarten die Dahlienstöcke und lüpft das Samtkäppi hochauf zum Gruß. Richtig, wie Johannes ahnte, treibt sich der junge Stadler mit zwei Kleinen auf der Kirchwiese herum. Sie hüten zusammen des Kronenwirts Kaninchen und essen rote Rüben, die sie bei bei dieser schönen Gelegenheit halb bekommen, halb gestohlen haben, mitsamt der Erde daran. Sie könnten Kröten essen, es täte diesen Frechlingen nichts.

Ernst soll den Kaplan zur Mutter begleiten. Aber kaum nach drei Schritten, unter dem güldenen Schild des Gasthofes geht das Fensterlein des Herrensäli auf. Schulrat Michael Hos schiebt seinen dicken Kopf heraus, gerade unter der Krone, die seinem dreieckigen Schädel gräßlich anstände, und fragt gemütlich: „Wir halten Schulrat. Wollen Sie nicht für unseren Pfarrer einspringen?"

Das kam ihm wie gerufen. Er entließ Ernst mit dem Geheiß, in einer guten Stunde ihn hier an der Krone abzuholen. Dann schritt er hochgemut die Kronenstiege empor. Diesen verklaubten, geizigen Dorfmagnaten wollte er einmal frisch von der Leber sagen, was der Lachweiler Schule und ihren lieben Kindern not tue.

„Grüße unsern hochwürdigen Herrn Kaplan!" sagte im Flur die hagere Wirtin zu einem Jüngling, der wie ein Städter so schmuck gekleidet war und mit blendend blauen Augen sogleich heftig den Geistlichen prüfte. „Jakob ist erst vor einer Stunde in die Ferien gekommen", entschuldigte die Kronenfrau. „Er hätte Sie morgen nach dem Gottesdienst besucht." — Der feste, aber geschmeidige Bursche trat auf den Kaplan zu und bot ihm eine schmale, aber sehr harte Hand. Er hatte einen hellen, spöttischen Mund und ein zartes Rot auf den mageren Wangen. Das Näschen war schnippisch aufgestülpt, die Brauen fast weiß, und darüber thronte eine gescheitelte, schon leis gefurchte Stirne. Auf dem runden Römerkopf glitzerte das kurzgeschnittene, aber dichte Haar in unzähligen goldenen Flöcklein. Der Jüngling schob sogleich wieder seine Zigarette in den Mund und blies zwischen Rede und Bescheid rasch ein kleines Räuchlein aus dem Stengel, was ihm einen tadelnden Blick der Mutter eintrug. So blühend schön der junge Herr aussah, dem Kaplan gefiel er nicht, wiewohl er nicht recht wußte, warum. Vielleicht machen das die Augen. Sie sind viel zu blau, sie stechen. Indessen unterhielt sich Jakob sehr höflich mit Johannes und gab ihm, wie nur ein gewandter Stadtbengel auf jede Frage nach Fach und Professor und Liebhaberei eine glatte Antwort. Aber er redete mit einer nachlässigen, leisen Stimme, wie ein müder junger Cäsar. Etwas Gebieterisches lag in seinem ganzen Benehmen.

Der paßt nicht ins Dorf, entschied Johannes rasch für sich und trat in das Herrensäli. Da hörte er hinter sich noch gerade etwas wie Schelte der Mutter und dann ganz deutlich die Erwiderung des Jungen: Er ist ja ein Dichter! Johannes wollte, gelte er, was es wolle, sich umwenden. Aber schon zog ihn der Schreiber Hörig am Aermel ins Zimmer.

Da saß er nun unter den knorrigen alten Bauern, die im Sonntagskittel vor einem Glas Most hockten und das Erziehungswesen des kleinen Staates Lachweiler besorgten. Es wurde das Protokoll der früheren Sitzung verlesen, woraus Johannes merkte, daß man seit beinahe einem Jahr nicht mehr beisammengesessen hat. Stimmt, stimmt! dachte er und zog die Brille ab. Ohne Augengläser kannte er kein Gesicht und wagte darum viel kühner und gefährlicher zu reden.

Nun wurde die Jahresrechnung vorgelesen und ihre beschämend kleinen, geizigen Sümmlein wurden schweigend genehmigt. Es folgte der Bericht des Inspektors über Schule, Lehrer und Ostereramen. Der Schreiber las ihn ab. Oben am Tisch präsidierte Karl Scheuwiler, ein Greis von hartem, spitzigem Verstand und unendlicher Langsamkeit im Reden. Er machte eine so verschlagene Miene, als mochte er heute wieder einmal einen Fuchs schnitzeln.

Der Kaplan wollte es fast nicht auf dem Stuhlbrett sitzen lassen vor Ungeduld, sein mit Blitz und Hagel geladenes Gewitter im letzten Traktandum „Verschiedenes" abzubrennen. Er wollte mit überlegener Beweisführung aufrücken. Mit Gründen und Beweisen war er bis an die Zähne bewaffnet. Längst hatte er sich auf so einen Gerichtstag gerüstet. Schlag auf Schlag konnte er jeden Einspruch niederschmettern. Er fühlte wie Napoleon bei Austerlitz den Sieg schon vor dem Angriff sicher auf der platten Hand. Und er mußte lächeln, weil diese alten, morschen Herren ihn so eigen von oben herab, beinahe lustig oder boshaft betrachteten, als sagten sie: dich haben wir jetzt fein bekommen, junger Mann! Denn dir wollen wir einmal den Meister zeigen. Nun steckst du in der Falle. Du wirst heute dein blaues Wunder erleben.

Ich muß mich mäßigen, dachte Johannes. Der Mächtigere soll immer großmütig sein. Und soll dem Besiegten ein Pförtlein zum Entrinnen offen lassen. Ich werde also mild und schonend sagen: ihr seid nicht allein schuldig, sondern die alte Zeit ist die größere Sünderin, diese graue, alte Zeit, die sich in unsere Täler verhockt und fast nicht mehr austreiben läßt. Ihr seid ihre

(Fortsetzung auf Seite 7)

# Fünf Kilo Zuwage

## Eine Schelmengeschichte von Reimmichl.

Der Tomanbauer in Ulmen hatte eine stattliche Reihe braunschwarzer Speckseiten nebst einem Rahmen voll geräucherter Würste in seinem Gaden hangen. Da das Fenster zum Gaden allzeit offen stand, guckten die Selchwaren recht verführerisch auf die Straße herab und zogen manchen Vorübergehenden das Wasser im Munde zusammen. Noch lockender war der köstliche Duft, den die Fleischkammer ausströmte. Dieser Duft übte auf Lenzl, des Nachbars Maren Kleinknecht, eine umso größere Gewalt aus, als der Lenzl von jeher ein Leckermaul war, das seine großen, weißen Zähne gern in fremde Bissen hackte. Immer stärker wurde die Versuchung, der Lenzl konnte nicht mehr widerstehen und in rabenschwarzer Mitternacht kletterte er vom Garten zur Fleischkammer des Nachbars hinauf, um einige der reizendsten Henkel aus ihrem finsteren Kerker zu erlösen. Aber der Tomanbauer hatte einen leichten Schlaf. Schon das Rascheln an der Mauer weckte ihn auf und als er nun ein Knacken im Gaden vernahm, sprang er jäh aus dem Bette, schoß in seine Kleider, nahm die doppelläufige Büchse von der Wand, rannte die Stiege hinab und durch die Haustür ins Freie, um dem Schelm den Rückweg abzuschneiden. Allein dieser hatte auch Wind bekommen und befand sich schon auf der Flucht. Wie der Toman um das Hauseck bog, sah er einen Schatten über den Garten huschen.

„Halt, stehen bleiben, sonst schieß ich!" rief er gebieterisch, zugleich feuerte er einen Büchsenlauf in die Höhe. Drüben an der Gartenmauer tat es einen leisen Schrei, die Sträucher rauschten und ein schwarzer Knollen haspelte über die Markung. Als der Toman sich dem Platze näherte, fand er einen Sack, der mit Würsten, Speck und Fleischhenkeln vollgepfropft war, und neben dem Sack einen Hut. Offenbar hatte der Dieb beim mühsamen Ueberklettern der Mauer, durch den Schuß erschreckt, seine Beute fallen gelassen und der Hut war ihm von den Schlehdornzweigen abgestreift worden. Der Tomanbauer trug die gefundenen Sachen in die Stube, dort machte er Licht und erkannte den schäbigen Hut mit dem aufgesteckten Eichhornschweif unfehlbar als dem Lenzl, Nachbars Knechtlein, gehörig; der Sack mit den eingeschoppten Fleischstücken war ein Polsterüberzug, der an seinen rot eingemärkelten Buchstaben sich als Nachbar Marens Eigentum auswies. Lachend verschloß der Toman die gefundenen Dinge in einen Kasten, dann ging er wieder zu Bett und dachte nach, wie er die Schelmerei ahnden könne. Alsbald blitzte ein köstlicher Einfall durch seinen grauen Kopf und lachend schlief der Alte ein.

Am nächsten Morgen rief der Toman den Marenbauer, zeigte ihm den nächtlichen Fund und sagte:

„Du Philipp, sei so gut, tue deinem Knecht Lenzl zu wissen, er möge die verlorenen Sachen schnell bei mir holen, sonst trag' ich sie nach Angermarkt hinab und lasse ihm dieselben durch das Bezirksgericht einhändigen."

Ergrimmt rannte der Max nach Hause, ließ ein fürchterliches Blitz- und Donnerwetter über das Knechtlein ergehen und richtete ihm zum Schlusse getreulich die Post des Toman aus.

Den ganzen Tag wartete dieser vergebens auf den Lenzl, erst spät am Abend rückte das Knechtlein an. Auf den Zehenspitzen kam er dahergeschlichen und pochte leise an die Türe. Der Toman selber machte ihm auf und grüßte laut:

„Ah, guten Abend, Lenzl, bist wohl da? Geh nur herein in die Stube, wir wollen unsern Handel in aller Liebe und Freundnachbarschaft ausmachen."

Auf dem Stubentisch lag der Polsterüberzug mit den Fleischwaren.

„Schau, diesen Sack mit Inhalt hab' ich letzte Nacht in meinem Garten gefunden, nebst einem grauen Hut, auf dem ein Eichhornschweifl steckt. Ist dir vielleicht bekannt, wer die Dinger verloren haben möchte?"

Das Knechtlein stand trotzig da, ohne ein Wort zu sagen.

„Schau, auf der Polsterüberziehe steht der Name des Marenbauers rot ausgenäht. Ph. M., das heißt Philipp Murner," fuhr der Toman fort; „dein Schaffer hat auch bereits erklärt, daß die Ziehe ihm gehört und den grauen Lumpenhut mit dem Eichhornschweif kennt jedes Kind in der Gemeinde. Es handelt sich gerade darum, ob wir das Eigentumsrecht an den Dingen müssen behördlich feststellen lassen."

„Bitt schön, gebt mir die Sachen," flehte das Knechtlein wehmütig.

„Freilich geben, freilich, ich behalt kein fremdes Eigentum! Weil wir g'rad einmal wissen, daß die Gegenstände dir gehören!" lächelte der Alte; „aber mit dem Inhalt da in der Polsterziehe hast dich schwer strapazieren müssen und dafür gebührt dir ein Lohn. Es fragt sich bloß, ob du kurzerhand von mir die Bezahlung annimmst oder ob ich sie dir vom Gerichte soll überweisen lassen."

„Die Fleischsachen sind ja alle da, ich hab' euch keinen Schaden gemacht," verteidigte sich der Lenzl.

„Schaden hast mir keinen gemacht, aber den guten Willen dazu hast gehabt und viele Mühe hast aufgewendet; der gute Wille und die Arbeit müssen ausbezahlt werden, das tu' ich nicht anders," bestand schmunzelnd der Toman; „wir wollen den Sack mit dem Fleisch wägen, damit ich haargenau sehe, wieviel Lohn dir rechtens zukommt."

Er befestigte die Eisenwage am Ständer, hackte den Fleischsack ein, regelte das Gewicht und las die Ziffern ab.

„Fünf Kilo wiegt der Pantsch, abgestrichen fünf Kilo," sagte er tückisch, „und genau fünf Kilo bezahle ich in gangbarer Münze, wenn du zufrieden bist. . . Leg' dich g'rad her auf die Bank; ich will die Sache begleichen, dann sind wir quitt und niemand hat einen Grund zur Nachrede."

Mit diesen Worten zog er ein hagebuchenes Stöcklein hinter dem Spiegel hervor und ließ es mehrmals durch die Luft sausen. Als das Knechtlein merkte, daß der Handel sich auf eine gemeine Wichserei zuspitzte, bäumte er sich zornig auf und protestierte:

„Ich laß mich nicht hauen, um alles in der Welt laß ich mich nicht hauen!"

„Auch recht," sagte der Toman gelassen, indem er das Stöcklein wieder hinter den Spiegel schob, „dann haben wir beide nichts mehr auszumachen. Ich trag' die Schmugglerware auf das Bezirksgericht in Angermarkt und du kannst dich vom Gericht auszahlen lassen; kommst dort auch besser zu, denn auf eine Woche Dunkelarrest für jedes Kilo magst rechnen. Tut in Summa fünf Wochen Kerkerhaft und dabei hast Zeit nachzudenken, was die Leut über deine böhmischen Künste sprechen."

„Habt Erbarmen," jammerte das Knechtlein, „ich tu's gewiß nimmer."

„Ich tu's auch nimmer, sobald du deinen Lohn hast," versicherte der Toman, „es ist kein Spaß, solch schwere Münze auszugeben."

Nach vielem Drehen und Sperren streckte sich das Knechtlein endlich auf die Bank hin, mit der Schattenseite nach oben, und flehte:

„Macht's gnädig, lieber Toman, macht's gnädig!"

„Freilich gnädig," erwiderte dieser, „ich zahl' dir akkurat, was du verdient hast."

Zugleich holte er weit aus und ließ das Stäblein pfündig auf Lenzls hinteres Kronland niederfallen.

Klatsch — machte es und der Toman zählte laut:

„Ein Kilo!"

Wiederum — klatsch — und

„Zwei Kilo!" zählte Toman.

Schon beim ersten Schlag hatte das Knechtlein angefangen zu singen, beim zweiten sprang er jäh in die Höhe und lärmte:

„Es ist furchtbar, . . schrecklich! . . Ihr haut ja zentnerweis', . . ich krieg' zu viel!"

„Oha, Mandl," lachte der Toman, „diese Münzen wiegen just ein Kilo, nicht mehr. Zwei hast du empfangen; tu dich nicht zieren und nimm' auch die übrigen, ich laß mir nichts schenken."

„Und ich laß mich nicht weiter hauen, ich bin mehr als genug bestraft."

„Auch recht; dann hast zwei Kilo umsonst bekommen und das Gericht zahlt dich noch für fünf Kilo aus."

Es gab ein langes Spreizen und Handeln, dann legte sich das Knechtlein mit einem tiefen Seufzer abermals auf die Bank.

„Nein, nein, zwei Kilo hab' ich erhalten," schrie das Knechtlein.

„Schau, Lenzl, du verstehst gut zu merken, ich hätt's nicht mehr gewußt!" kicherte der Toman; „von jetzt an zählst dir aber selber, denn ich hab' ein schlechtes Gedächtnis und tu mich gern verrechnen."

Und wiederum prasselte der Stock auf Lenzls Hintergau — klatsch.

„Zähl!" schrie der Bauer.

„Drei Kilo! — Aaaah . ." stöhnte das Knechtlein.

Klatsch.

„Vier Kilo! — ooh — ooih," winselte der Lenzl.

Klatsch.

„Fünf Kilo! — oeh — oeh — oeh — oeeh!" brüllte das Knechtlein, dann schnellte es von der Bank auf und hielt sich jammernd beide Hände an die Stelle, mit welcher es die Zahlung eingenommen hatte.

„Von Rechts wegen sollte ich dir noch ein Trinkgeld ausfolgen," äußerte der Toman, „denn du hast Nachtschicht gemacht und solche ist teurer."

„Um Gotteswillen, Nachbar, laßt's gut sein," bat der Lenzl, „ich hab' genug erhalten."

„Wenn du zufrieden bist, tust mir schön danken, auf daß nicht hinterdrein das Gerede umgeht, ich hätt' dich zu kurz kommen lassen."

„Vergelt's Gott, Nachbar, zu tausendmal!"

„Recht, recht — ist gern geschehen, Lenzl."

Nun sperrte der Toman den Kasten auf und nahm aus demselben Lenzls Hut, dann leerte er die Fleischstücke aus dem Sack. Mit einem feinen Lächeln reichte er dem Knechtlein Hut und Polsterüberzug, indem er erklärte:

„So, jetzt ist die Rechnung einfür allemal getilgt, wenn du reinen Mund hältst, erfährt kein Mensch etwas von der Geschichte."

Kopfhängend und leise wimmernd torkelte der Lenzl aus dem Hause. Die Kurt hat ihm aber gut angeschlagen; denn von dieser Stunde an wurde ihm die Adamsgabel nie mehr zu lang und er hat die böhmische Kunst gänzlich verlernt.

# St. Peters - Kollegium

## Pensionat für Knaben und Jünglinge

## Muenster, Sask.

### Die Schule mit Familiengeist

Es gibt wenige Dinge, die junge Leute zu einem besseren demokratischen Geist erziehen, als ein Pensionat. Da herrscht kein Unterschied wegen Reichtum oder sozialer Stellung, Nationalität oder dergleichen. Alle stehen auf gemeinsamen Grunde.

In einem katholischen Pensionat gibt es immer Gelegenheiten, sich zu üben in gemeinsamer Arbeit, in Selbstbeherrschung, Nächstenliebe und gegenseitiger Gefälligkeit. Zugleich herrscht lobwürdiger und anregender Wettbewerb.

Um Aufschluß schreibe man an:

**The Registrar, St. Peter's College, Muenster, Sask.**